GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Theorien der Differenz : Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse

Rendtorff, Barbara

2004

https://doi.org/10.25595/973

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rendtorff, Barbara: *Theorien der Differenz : Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse*, in: Glaser, Edith; Klika, Dorle; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaften (Bad Heilbrunn / Obb.: Klinkhardt, 2004), 102-112. DOI: https://doi.org/10.25595/973.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY ND 4.0 Lizenz (Namensnennung - Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY ND 4.0 License (Attribution - NoDerivates). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/legalcode.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

HANDBUCH
GENDER UND ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT

herausgegeben von

Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel



2004

VERLAG JULIUS KLINKHARDT • BAD HEILBRUNN / OBB.

Für Prof. Dr. Doris Knab
zum 75. Geburtstag

Die Deutsche Bibliothek – Cip-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

2004.7.Ll. © by Julius Klinkhardt.
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Druck und Bindung:
AZ Druck und Datentechnik, Kempten
Printed in Germany 2004
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier
ISBN 3-7815-1323-8

Einleitung 9
Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel

Wissenschaftsforschung, Disziplin Erziehungswissenschaft und Geschlecht ... 16
Edith Glaser/Karin Priem

1 Theoretische Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung

DerDieDas Subjekt und die Welt – Bildungstheoretische Beiträge 33
Dorle Klika

Zwischen Eigenem und Fremden – Phänomenologische Beiträge 47
Johanna Hopfner

Das Geschlecht als semiotischer Unterschied – Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 58
Rita Casale/Sabina Larcher

Diskurstheoretische Zugänge in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 76
Karin Amos

Zwischen Gender-Gesichtspunkten gleiten – Perspektivitätstheoretische Beiträge 90
Annedore Prengel

Theorien der Differenz – Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse .. 102
Barbara Rendtorff

Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion 112
Christiane Micus-Loos

Geschlecht als psychische Realität – Psychoanalytische Beiträge 127
Luise Winterhager-Schmid

Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? 146
Carol Hagemann-White

Generationentheorien und erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung 157
Friederike Heinzel

Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge 175
Hannelore Faulstich-Wieland

Systemtheorie und Geschlechtertheorie 191
Vera Moser

Der Blick auf evolvierte Verhaltensstrategien:
Anregungen aus der Soziobiologie 200
Annette Scheunpflug

Kulturtheoretische Perspektiven auf Geschlecht und
Geschlechterverhältnisse 215
Barbara Friebertshäuser

Arbeit und soziale Ungleichheit – Gesellschaftstheoretische Beiträge 237
Doris Lemmermöhle

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von
Geschlecht und Sexualität – Herausforderungen der Queer Theory 255
Jutta Hartmann

Männerforschung und Erziehungswissenschaft 271
Edgar Forster/Markus Rieger-Ladich

2 Bildungshistorische Zugänge der Frauen- und Geschlechterforschung

Von der klassischen Sozialgeschichte zur
„Sozialgeschichte in der Erweiterung“ 287
Elke Kleinau

Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung als Ideengeschichte 303
Brita Rang

Historische Genderforschung und „cultural turn“ 322
Meike Sophia Baader

Klassikerinnen 337
Margret Kraul

3 Gender in Teildisziplinen und Handlunsgfeldern

Gender in der Familienerziehung 349
Christiane Micus-Loos/Yvonne Schütze

Gender im Kindergarten 361
Dagmar Kasüschke

Gender in der Primarstufe des Schulwesens 372
Astrid Kaiser

Gender in den Sekundarstufen 389
Elke Nyssen

Gender in den Fachdidaktiken 410
Hanna Kiper

Gender in der Sonder- und Integrationspädagogik 425
Ulrike Schildmann

Gender in der Interkulturellen Pädagogik 436
Marianne Krüger-Potratz/Helma Lutz

„Dolle Deerns", „PfundzKerle" und „MezzoMezzo" –
Gender in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit 448
Margitta Kunert-Zier

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe 461
Maria Bitzan

Jungen- und Männerarbeit 477
Edgar Forster

Gender in der Berufsbildung 491
Antje Bredow

Gender in der Erwachsenenbildung 502
Anne Schlüter

Gender Studies: Feministische Perspektiven in Studium und Lehre 515
Ingrid Schacherl

Gender in derLehrerInnenbildung und Schulentwicklung 523
Christine Biermann/Barbara Koch-Priewe

Psychosoziale Beratung und Genderrelation 540
Ruth Großmass/Christiane Schmerl

Gender und Medienpädagogik 557
Agi Schründer-Lenzen

Gender Mainstreaming – Perspektiven für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 574
Birgit Schaufler

4 Methodologie und Forschungszugänge

Methodologie und Gender 587
Ulrike Popp

Geisteswissenschaftlich- und sozialwissenschaftlich-hermeneutische Zugänge 599
Regina Mikula/Andrea Felbinger

Objektiv hermeneutische Zugänge 610
Merle Hummrich

Tiefenhermeneutische Zugänge 622
Regina Klein

Ethnographische Ansätze 636
Helga Kelle

Biographieforschung – Erziehungswissenschaft – Genderforschung 650
Heide von Felden

Quantitative Zugänge 663
Ulrike Popp

5 Anhang

Sachregister 681
Namensregister 693
AutorInnenverzeichnis 703

Theorien der Differenz – Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse

Barbara Rendtorff

Der Begriff „Differenz" wird in verschiedenen theoretischen Feldern auf sehr unterschiedliche, ja gegensätzliche Weise verwendet. Die Bezeichnung „Differenztheorien" eröffnet deshalb mehrere widersprüchliche Theoriebezüge, die im Folgenden diskutiert werden sollen.

1 Die Verwendung des Begriffs „Differenz" in den Texten italienischer Feministinnen

Ende der 1980er Jahre kommt der Begriff „Differenz" in die deutschsprachige feministische Literatur durch die Texte italienischer Feministinnen – insbesondere der so genannten „Mailänderinnen", einer feministischen Gruppe um den Mailänder Frauenbuchladen, deren gemeinsam verfasstes Buch „Wie weibliche Freiheit entsteht" (Libreria 1988) von der deutschen Frauenbewegung intensiv und kontrovers diskutiert wurde. In der italienischen Debatte wird meist (wenn auch nicht durchgängig) als Bezeichnung für die Unterschiede zwischen Frauen und Männern der Ausdruck „sexuelle Differenz" (differenza sessuale) verwendet, und „weibliche Differenz" für die Beschreibung der Verschiedenheit von Frauen untereinander, während der Begriff „Geschlechterdifferenz" als tendenziell problematisch eingeschätzt wird, weil der Singular „die Partialität der beiden differenten Geschlechter [...] durch eine scheinbare Einheit" aufhebe (Cavarero 1990, S. 110).

Frauen und Männer werden in dieser Theorielinie also als „konstitutiv" unterschiedlich aufgefasst und „sexuelle Differenz" ist die Bezeichnung einer Eigenart des Weiblichen, die in der patriarchalen bürgerlichen Gesellschaft unterdrückt und zum Verschwinden gebracht worden sei. Es geht den Mailänderinnen in ihrem Entwurf einer „politischen Praxis" darum, dieser Eigenart, die Frauen „ursprünglich vom männlichen Geschlecht unterscheidet", Wert zu verleihen: „Die Befreiung der Frau kommt durch die Bestätigung und nicht durch die Überwindung ihrer Differenz zustande" (Libreria 1988, S. 49). Weiblichkeit und weibliche Freiheit sind dabei in der Diktion eines rigoros geforderten, als „Schuld" begriffenen Unbedingtheitsanspruchs gebunden an die Anerkennung der Mutter und des Weiblichen als eines eigenständigen Werts an sich (vgl. Rendtorff 1996(b)). Letztlich werden zwei Universen, ein weibliches und ein männlich-patriarchales,

identifiziert, selbst die symbolische Ordnung wird nicht als ein übergreifendes kulturelles System gedacht, sondern fällt auseinander in die „symbolische Ordnung der Mutter" (Muraro 1993), als Verpflichtung und Fähigkeit, „sie lieben zu können", und eine andere „gegebene soziale symbolische Ordnung", die wegen des Fehlens eines Anerkennungsbezugs zur Mutter mit kulturpessimistischen Assoziationen ausgestattet wird, bis hin zur Gegenüberstellung eines gezähmten, domestizierten und verarmten sozialen Körpers und eines „wilden", eigentlichen wahren (Muraro 1993, S. 120).
Differenz heißt hier also Eigenart des Weiblichen *im Unterschied* zur Eigenart der Männer, heißt *Unterscheidung*, heißt: die Summe der Unterschiede (Differenzen) zwischen Männern und Frauen, verdichtet auf *den einen* Unterschied männlich-weiblich – dies hat den Mailänderinnen den Vorwurf des Essentialismus eingetragen (Haasis 2002, S. 258ff.).
Dabei war ein wichtiger Referenztext in der italienischen Diskussion Luce Irigarays Buch „Ce sexe qui n'est pas un" von 1977 – das „Geschlecht, das nicht eins ist" (Irigaray 1979) – und in diesem Text ist eigentlich eine grundsätzlich andere Perspektive, zumindest der Möglichkeit nach, angelegt. Damit wäre der Anschluss an das andere Feld gegeben, das mit dem Begriff „Differenz" arbeitet: das der französischen Philosophie und Psychoanalyse der 1970er Jahre. Auch diese Theorielinie begreift sich zweifellos als politisch, als antitotalitär und um ein neues Denken bemüht, setzt aber darauf, den Begriff Differenz selbst neu zu fassen, ihn aus der Verengung auf den Begriff „Unterschied" zu lösen und dadurch neue Denkmöglichkeiten zu eröffnen. Die Möglichkeiten, die sich von hier aus für die Geschlechtertheorie ergeben (können), sind bei weitem noch nicht ausgelotet – deshalb sollen im Folgenden einige für unsere Fragestellung wichtige Aspekte und AutorInnen vorgestellt werden.

2 „Differenz" im Kontext der französischen strukturalistischen Debatte

In seiner Einführung „Philosophien der Differenz" bezeichnet es Heinz Kimmerle als ein Kennzeichen unserer westlichen Denktradition, in Gegensätzen zu denken und Begriffe von ihrem Gegensatz her zu bestimmen: weiß ist nicht schwarz, groß ist nicht klein, different ist nicht identisch. Daraus ergibt sich als grundlegende Schwierigkeit, dass wir „Verschiedenes, Besonderes, Anderes und dementsprechend auch Nicht-Identisches nicht in adäquater Weise" bezeichnen und überhaupt denken können (Kimmerle 2000, S. 12).
Als Vordenker bei dem Bemühen, Differenz zu denken, nennt Kimmerle Adorno und Heidegger, die beide (auf verschiedenen Wegen) an einer Kritik des Identitätsdenkens gearbeitet haben. Doch explizit zum zentralen Begriff wird Differenz

erst im Kontext der strukturalistischen Debatten im Frankreich der 1960er Jahre, bei AutorInnen wie Gilles Deleuze, Jacques Derrida, Jean-François Lyotard, Jacques Lacan, Luce Irigaray, Julia Kristeva – wenn auch auf je unterschiedliche Weise (vgl. Dosse 1996, 1997). Für alle diese DenkerInnen spielte die Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse eine große Rolle, die mit ihrer Theorie des Unbewussten auf eine sehr strikte Weise davon ausgeht, dass „im Herzen des Seelenlebens" (Rose 1996, S. 95) selbst die Unmöglichkeit von Identität begründet ist und insofern die Notwendigkeit der Anerkennung von Differenz.

Ein zweites wichtiges Einflussgebiet war (im Kontext des so genannten „linguistic turn") die Beschäftigung mit der Linguistik. Damit wird zunächst Differenz gewissermaßen aus der Dimension des Bewusstseins auf die konkrete Dimension von Worten oder Zeichen verlagert: „Differenzen im Medium des Ideellen können sich nur auf der Grundlage eines materiellen und zeitlichen (z. B. phonischen) Unterschieds darstellen. Andernfalls bliebe das Denken eine einzige Nebelmasse" (Frank 1984, S. 275). Es war also hier eine wichtige Einsicht, dass die Bedeutung der Zeichen nicht ihnen selbst anhaftet, sondern sich immer erst aus dem Bezug zu anderen Zeichen ergibt, ihrer Stellung (z. B. der Stellung des Wortes im Satz) und dem, worin sie sich von anderen unterscheiden. Zeichen sind also weder „an sich" definierbar, noch kann der Prozess der Signifizierung begrenzt oder beendet werden. Daraus folgt in einem erweiterten Sinne, dass sich die Bedeutung von Worten und Dingen (auch die Bedeutung von männlich und weiblich) nur in ihrer Verbindung zueinander aus ihrem Abstand voneinander ergibt, und dass diese Bedeutungen zudem fließend sind, sich immer wieder neu konstituieren (Lacan 1975).

Zweitens wird aufgrund des interaktiven Aspekts von Sprechen und Hören, Schreiben und Lesen das Verhältnis zum Anderen ganz zentral: „Wenn ein Zeichen seinen bestimmten Sinn nur dadurch erwirbt, dass es sich von allen anderen Zeichen unterscheidet, dann verweist es offenbar nicht zuerst auf *sich selbst*. Sondern es nimmt, sozusagen, den Umweg über alle anderen Zeichen des Systems und kommt erst danach identifizierend auf sich selbst zurück. Man kann also wirklich sagen, dass es von sich selbst durch nicht weniger als durch das Universum aller anderen Zeichen – und wenn man auf der Text-Ebene argumentiert – durch das Universum aller anderen Texte getrennt ist. Das bedeutet, dass die Differenz ursprünglicher ist als die Identität" (Frank 1984, S. 95f.). Durch die unauflösliche Verbindung mit dem Anderen ist also zugleich angezeigt, dass die Subjekte im selben Maße auch von sich selbst sowie vom Anderen *getrennt* sind, sich selbst und einander gewissermaßen nie auf ‚direktem Wege' erreichen können.

Es lässt sich hier also bereits erkennen, dass der Begriff „Differenz" in dieser Theorielinie, ganz im Gegensatz zu der vorher skizzierten Auslegung, nicht die vergleichende Unterscheidung zweier Einzelner bezeichnet, sondern ein „anderes Wirklichkeitsverständnis" (Kimmerle 2000, S. 14) begründen soll, das gerade das

vergleichende Bemessen überwinden will, um sexuellen, ethnische und alle sonstigen Verschiedenheiten von Menschen auf eine grundsätzliche und radikale Weise zur Grundlage des Denkens zu machen.

3 Lyotard, Derrida, Lacan

In seinem sprachphilosophischen Hauptwerk (Lyotard 1989) beschreibt Jean-François Lyotard die Figur des „Widerstreits", also solcher Streitigkeiten, bei denen jede der Parteien in Übereinstimmung mit ihrem Diskurs und den dafür gültigen Wahrheits- und Gerechtigkeitsauffassungen handelt, es aber keine für beide Parteien gleichermaßen gültige Urteilsregel gibt (ein Beispiel für unseren Kontext wäre die Kopftuch-Debatte). Wollte man die Urteilsregel des *einen* Diskurses zum Maßstab machen, würde der anderen Partei ein Unrecht zugefügt, wenn man eine dritte Urteilsregel heranziehen würde, die beiden nicht gerecht wird, geschähe beiden Unrecht. Da es aber keine „universelle Urteilsregel in Bezug auf ungleichartige Diskursarten" gibt, braucht es zur Lösung eines Widerstreits, so Lyotard, eine gemeinsame reflexive Basis, auf der man sich über die Uneinigkeit verständigen kann, sie gewissermaßen über die aktuelle Situation hinaus als universelle Schwierigkeit sprechender Menschen auffassen kann. Doch dadurch verschwindet die Uneinigkeit nicht. Niemals. Sie ist strukturell an das Miteinander von Menschen geknüpft: Sprache ist in sich widersprüchlich, die Wörter haben stets eine gewisse Unschärfe, die Diskurse bleiben ein Stück weit unvermittelbar. Einigkeit kann also nicht definiert werden (oder, wie gesehen, nur um den Preis eines Unrechts), sondern bleibt eine Sache des „Gefühls", der gemeinsam getroffenen Übereinkunft, spannungsvoll und unentschieden. Die Metapher für die Unwiederbringlichkeit von Einigkeit zwischen den Menschen ist Auschwitz, Inbegriff dafür, dass das ‚Wir', das die verschiedenen widerstreitenden Diskursarten (Parteien) möglicherweise hätte verbinden können, zerbrochen ist.

Ein anderer zentraler Aspekt lässt sich mit Bezug auf Jacques Derrida skizzieren. Auf der Höhe der strukturalistischen Debatte mit ihrem verlockenden Versprechen, eine allem zugrunde liegende Tiefenstruktur zu finden, und aus dem Bemühen, die „Strukturalität der Struktur" zu radikalisieren, äußert er den Verdacht, dass die Geschichtlichkeit selbst, der „unbegrenzte Fluss der Ordnung der Dinge" die Idee der Struktur als reiner Form widerlegte und „jeden Erfassungsversuch unbegreiflich und vergeblich" erscheinen lasse (Dosse 1997, S. 51; vgl. Derrida 1976). „Man müsste im Gegenteil zugeben, dass wir – wie Derrida sagt – in Strukturen verstrickt sind und keine Möglichkeit haben, hinter unser In-Strukturen-Sein zu kommen" (Frank 1984, S. 83). Die Interpretation eines Textes, die Auslegung des Wissens sei unbeendbar, jede Interpretation sei eine „Er-findung" des Sinns.

Da ergibt sich also ein Dilemma: denn wo der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit bei der Analyse eines Diskurses dessen „Beherrschbarkeit" fordert, also eine (gewisse) Geschlossenheit seiner Form, steht dem auf der anderen Seite das ebenso strikte Diktum entgegen, dass es keine Abgeschlossenheit einer Struktur geben kann, zumindest keine, die sich auf ein Zentrum bezieht, was das „Spiel der Differenzen" stoppen und den Möglichkeitsraum begrenzen würde. Die Struktur ist also ebenso letztlich unbestimmbar wie das Zeichen selbst in sich nicht festlegbar ist.

Derrida hilft sich hier, indem er einen neuen Begriff in die Debatte einführt: das Kunstwort „différance". Différance bezeichnet etwas das „‚älter' noch ist als das Sein", das aber keinen Namen haben kann, „selbst nicht den der différance" (Derrida 1976(a), S. 35). Es soll ermöglichen, eine Strukturiertheit zu bezeichnen, die um die *Unmöglichkeit* eines Ursprungs(denkens) organisiert ist, denn, sagt er, „es gibt in differentiellen Systemen überhaupt keine (letzte) Instanz, die ihre Grenzen definiert" (Frank 1984, S. 98). Es gibt auch „keine Wahrheit an sich der Differenz an sich, des Mannes oder der Frau an sich" (Marrati 1993, S. 334). Und daraus folgt: auch das Subjekt ist nicht an sich definierbar: es ist „nicht-abschließbar", also stets veränderlich, und nicht aus sich heraus bestimmbar, weil immer bezogen auf den Anderen.

Jacques Lacan war in den strukturalistischen Debatten derjenige, der mit seiner Relektüre der Freud-Schriften, als „Erneuerer" der Psychoanalyse diese Thematik auf dem Feld des Subjekts und der Intersubjektivität diskutiert und weiterentwikkelt hat. Einer seiner wichtigsten Theoreme ist die „Gespaltenheit des Subjekts", die Auffassung, dass Sprachlichkeit, Sexualität und Begehren als Kennzeichen des Menschlichen eine Unabgeschlossenheit, Nicht-Vollständigkeit oder Unverfügbarkeit anzeigen, die nicht beruhigt werden kann (vgl. Rendtorff 1996(a), 1999, 2000(a), (b)).

Lacan überträgt diese Überlegungen auch auf das intersubjektive Feld und entwickelt daraus eine „Formel der menschlichen Kommunikation". „Insofern ich das Wort an einen anderen richte, ist der Horizont von möglicher Antwort schon vorausgesetzt" – die Erwartung des Hörens, die Erwartung, dass da ein Anderer ist, geht als Voraussetzung meiner Rede voraus und in mein Sprechen mit ein. Deshalb ist der Andere „der Ort, an dem sich im Bunde mit jenem, der hört, das Ich, das spricht, konstituiert", „der Sprecher konstituiert sich als Intersubjektivität" (Lang 1993, S. 101, 105). „Ein wirkliches Gespräch", schreibt Maurice Merleau-Ponty, „verschafft mir Zugang zu Gedanken, zu denen ich mich nicht fähig wusste und zu denen ich *nicht* fähig *war*, und manchmal fühle ich, wie man mir *folgt* auf einem Weg, der mir selbst unbekannt ist und den meine Rede, angefeuert durch Andere, gerade erst für mich bahnt" (Merleau-Ponty 1994, S. 29).

Wir halten also für unsere Fragestellung als wichtige differenztheoretische Topoi fest: Die Unmöglichkeit von Einigkeit, die Unmöglichkeit von Identität und ein

durch gegenseitiges Aufeinanderverweisen, durch Verstrickung gekennzeichnetes Verhältnis zum Anderen.

4 Irigaray, Cixous, Kristeva

Die drei bisher genannten Autoren haben sich jeweils auch explizit mit der Geschlechterthematik befasst, was sich sowohl historisch als auch systematisch nahe legte. Zum zentralen Thema wird die Geschlechterdifferenz jedoch erst in den feministischen Texten der 1970er Jahre – z. B. von Luce Irigaray in Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition und der Psychoanalyse, von Hélène Cixous im Feld der Linguistik, von Sarah Kofman als Philosophin und in Auseinandersetzung mit Derrida oder von Julia Kristeva, die sich in allen drei Gebieten bewegte. Diese Autorinnen wurden im deutschsprachigen Raum Ende der 1970er Jahre v. a. durch verstreute Aufsatzsammlungen dokumentiert und durch ihre sehr kritische Diskussion in der feministischen Zeitschrift „Die schwarze Botin". Irigarays frühe Haupt-Texte lesen sich als systematische Dekonstruktion patriarchaler Welt- und Geschlechtsauffassung. Sie nimmt dabei zunächst die vorne skizzierten Aspekte für ihre Position in Anspruch: Mit Begriffen wie „Mechanik des Flüssigen" oder dem „Mukösen" versucht sie, die Nicht-Festlegbarkeit des Weiblichen zu begründen (Irigaray 1979) und verwehrt sich entschieden gegen die systematische Strategie und Tradition westlichen Denkens (vgl. Abs. 2), das Weibliche von der Seite des Mannes her (als eine Abweichung vom Männlichen) zu definieren, was „impliziert, dass nicht wirklich zwei Geschlechter existieren, sondern nur ein einziges" (Irigaray 1979, S. 89). Weil immer abgeleitet vom männlichen Modell erscheinen Frauen/das Weibliche insofern auch der Differenz gegenüber „anders" positioniert. Dem „Einen" des Mannes setzt Irigaray das Nicht-eine, das Viele, das „mehrere" der Frau entgegen. Insofern heißt Differenz hier Diversifizierung, Vielgestaltigkeit (am Beispiel des weiblichen Genitales) und Nicht-Festlegung. Allerdings zeigt sich hier eine prekäre gedankliche Falle, denn die Diagnose, dass das Weibliche aus der männlichen symbolischen Ordnung herausfalle, verleitet Irigaray in ihren späteren Schriften dazu, einen speziellen weiblichen Ort zu entwerfen, und sie beginnt ihrerseits, Differenz als Unterschied aufzufassen, Weiblichkeit mit positiven Werten versehen festlegend auszugestalten (Irigaray 1987, S. 151), dem Männlichen gegenüberzustellen, fordert auch den Entwurf einer weiblichen göttlichen Vollendung (ebd., S. 160), entwirft einen Kanon weiblicher Rechte (Irigaray 1990) und bewegt sich insgesamt in eine andere Richtung. Irigaray, das bleibt aber festzuhalten, hat herausgearbeitet, dass es immer etwas gibt, das von der herrschenden Denkordnung ausgeschlossen wird, als Unpassendes diskriminiert und eliminiert werden soll, und sie nennt es das Weibliche.

Auch Hélène Cixous identifiziert zunächst ideologiekritisch die Tendenz der westlichen Denktradition zu identitätslogischen Konzepten und zur Bildung hierarchischer Oppositionen (Cixous 1976, S. 134). Ihr programmatisches Interesse, den von den Differenztheorien kritisierten Logozentrismus als Phallozentrismus und Domestizierung des Weiblichen zu identifizieren, verleitet sie jedoch sehr schnell zu einer Ontologisierung der Geschlechterdifferenz. Sie fällt wie Irigaray zurück in die Gegenüberstellung männlicher Logos – weibliche Natur. Ihr theoretischer Beitrag liegt v. a. in dem Konzept einer „weiblichen Ökonomie" der Gabe, die gegen die herrschende Ökonomie der Schuld nicht bestehen könne (Cixous 1977).

Die politische Stimmung in der Frauenbewegung der 1970er Jahre und deren Konzentration auf gesellschaftliche Machtfragen hat sicherlich auf diese Autorinnen auch als Denkbegrenzung gewirkt, es ihnen erschwert, die neuen Möglichkeiten der Differenztheorien für das Denken der Geschlechterdifferenz nutzbar zu machen, und so möglicherweise verhindert, dass ihr Denken sich weiterentwickeln und ausdifferenzieren konnte.

Julia Kristeva, die „Muse des Strukturalismus" (Dosse 1996, S. 493), nimmt diese Möglichkeiten etwas anders für sich wahr. Ihr Feld ist die Beziehung zwischen dem Sexuellen und dem Symbolischen, und sie setzt weniger auf selbstvergewissernde Kämpfe als auf die Sprache und das Denken, „durchquert von Differenzen", „in deren Vielfalt allein sich das Leben zeigt" (Kristeva 1978, S. 10). Als Psychoanalytikerin und als Analytikerin der Sprache kann sie auf der Notwendigkeit der Anerkennung des Todes, der Begrenzung, der (symbolischen) Kastration auch durch die Frauen bestehen (vgl. Kristeva 1978, 1994) und muss sie nicht als ein vermeintlich phallozentrisches Ansinnen zurückweisen – was, wie gesehen, stets direkt zum Entwurf einer essentialisierenden ‚neuen Weiblichkeit' führt. Kristeva sucht das ‚Neue' nicht bei den Frauen selbst, denn „wenn das, was die Frau begehrt, das Gegenteil des sublimierenden Wortes und der väterlichen Gesetzgebung ist, dann ist sie und besitzt sie dieses Gegenteil selbst auch nicht" (Kristeva 1982, S. 247). Differenz wird deshalb bei Kristeva zur „symbolischen Differenz" (Kimmerle 2000, S. 179) und zu einem Thema des Subjekts. Das Unheimliche, Fremde, beunruhigend Andere soll als „mein (eigenes) Unbewusstes" oder „mein unbewusstes Eigenes" (Kristeva 1990, S. 200) erkannt werden – zu merken, dass es „in uns selbst" ist, ist vielleicht „die einzige Art, es draußen nicht zu verfolgen" (ebd., S. 209).

5 Desiderata und weiterführende Überlegungen

Der wichtigste Unterschied im theoretischen Vorgehen der zitierten AutorInnen scheint mir darin zu liegen, dass die zitierten Männer Geschlechterdifferenz v. a. theoretisch-philosophisch betrachten (vgl. z. B. Lyotard 1977; Derrida 1986, 1988;

Lacan 1986), die zitierten Frauen aber zugleich immer auch auf einem politischen Hintergrund argumentieren (müssen). Während erstere folglich die Ebene gesellschaftlicher Verhältnisse, Ungerechtigkeiten, geschlechtlicher Arbeitsteilung und die vielgestaltige Weise der geschlechtstypisierenden Einflussnahme auf Kinder leicht ausblenden können, schiebt sie sich für letztere in den Vordergrund und zieht die Problematik von der Ebene der Reflexion auf die materieller und symbolischer Machtverhältnisse. Irigaray und Cixous haben ihre frühen Texte in der aktivsten Zeit der Frauenbewegung geschrieben, auf einer Woge von Empörung und Erschrecken über das, was die beginnende Frauenforschung und feministische Theorie als patriarchale Strukturen im Denken, in gesellschaftlichen Zusammenhängen und selbst auf den grundlegendsten Ebenen der Selbst- und Weltwahrnehmung der Individuen offen legte. Die Frauenforschung war aber durch ihre Koppelung an eine politische Emanzipationsbewegung mit der Geschichte von deren Strategiedenken stark affiziert. So hat sich der politische Fokus der Gleichverteilung von Rechten und Gütern auch in der Theoriebildung niedergeschlagen und hat sich der Wunsch, mit dem gleichzuziehen, was die Männer haben, wider besseres Wissen als theoriebildender Impuls ausgewirkt. Heute müssen wir die Frage (wieder) anders stellen und den Begriff Differenz, durchaus in Einklang mit Irigarays frühem Diktum, das Weibliche nicht am Maßstab des Männlichen zu entwerfen, als einen Aspekt allgemeiner menschlicher Grundbeschaffenheit auffassen – und folglich Geschlecht als einen Singular, als Geschlechtlichkeit. Diese ist nach meiner Auffassung geradezu prädestiniert dazu, als Repräsentant von Differenz zu fungieren, weil Geschlecht auf mehrerlei Weise die vorne skizzierten Differenzaspekte repräsentiert: in seiner Verbindung mit Sexualität, Geburt und Tod und als Geschlechtlichsein ist es der Hinweis auf die eigene Nicht-Vollständigkeit und die Andersheit des Anderen, die uneinholbar bleibt. Und gerade darin sind die Menschen einander gleich – vielleicht ist das der eigentliche Sinn des Begriffs „Geschlechterdifferenz". Geschlecht *ist* selbst Differenz, unterscheidet und trennt radikal voneinander, aber verbindet die Menschen miteinander gerade durch diesen Schnitt (vgl. Rendtorff 2000(a), 2002).

Und insofern ist Geschlecht auch zugleich der Repräsentant der Verstrickung mit dem Anderen, einer Verstrickung, die Getrenntsein und Verbindung gleichermaßen einschließt. Nicht nur, weil jeder Mensch als lebendiges Wesen, durch seine Geburt die Verwiesenheit beider aufeinander bezeugt (und insofern das Genitale selbst als Ort des Verweisens auf den Anderen des anderen Geschlechts verstanden werden kann), sondern auch, weil die Geschlechtlichkeit als ein Schnitt, als Sexuierung das Sprechen und die Beziehungen der Menschen durchzieht.

Was „ausgeschlossen" ist aus dem Diskurs, aus dem Logos, das ist, so würde ich heute sagen, nicht wie in den frühen feministischen Texten vermutet, das Weibliche, sondern (und das hatte Irigaray eigentlich richtig erkannt) *Differenz selbst* als beunruhigender Aspekt der menschlichen Existenz. Und diese wird dann erst, gewissermaßen in einem zweiten Schritt, dem Weiblichen zugeschoben, dort ding-

fest gemacht und dann ausgegrenzt: denn die Frau funktioniert „als das, was die Gegensätze an einem bestimmten Punkt unentscheidbar macht, als das, was auf die Nichtentscheidbarkeit zurückverweist" (Marrati 1993, S. 334).
Weil die Geschlechtlichkeit, die Tatsache des Geschlechts selbst Differenz „ist" (oder ihr erster Repräsentant), wird diese auch zum bevorzugten Feld von Definitionen, Leugnungs- und Bewältigungsstrategien. Das heißt aber auch umgekehrt: Alles, was zum verdeckenden oder leugnenden Umgang mit Differenz beiträgt, unterstützt auch die hierarchisierenden Wirkungen der Geschlechterordnung.
Wir müssten also von hier aus einerseits die Geschlechterordnung, die sortiert nach angeblichen weiblichen und männlichen geschlechtstypischen Charakteristiken, als den Effekt einer Spaltung und der Verleugnung von Differenz erkennen, aber ebenso auch jene theoretische Strömung, die auf die Löschung von Geschlechterdifferenz abzielt, indem sie die Unterschiedenheit der geschlechtlichen Körper geringschätzt oder negiert. Auch das müsste als eine „Leugnung von Differenz" verstanden werden und als Versuch, Beruhigung durch Verschwindenlassen zu erreichen.
Aus differenztheoretischer Perspektive repräsentiert Geschlecht als Differenz die Aufforderung, sich der Unabgeschlossenheit, Nicht-Vollständigkeit, der Gespaltenheit des Subjekts zu konfrontieren, und zugleich liegt darin das Versprechen, dass Differenz zwar nicht aufgehoben und zum Verschwinden gebracht werden kann, aber fruchtbar gemacht werden kann für unterschiedlichste Weisen der Befriedigung. „Geschlecht *ist* Differenz" heißt dann auch das Versprechen, dass das Begehren, die Spannung zwischen Lust und Unlust, die uns in jeder Hinsicht in Bewegung hält, nicht erlöschen wird. Und das heißt umgekehrt, dass nicht nur solche Konzepte, die normative Festlegungen von Männlichkeit und Weiblichkeit zum Ziel setzen, das Problem verfehlen, sondern auch solche, die auf ein bloß pluralisierendes ‚Jeder wie er mag' hinauslaufen.
Als Desiderat für erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung ergibt sich also zum einen der Auftrag, zu überprüfen, inwieweit gängige pädagogische Maßnahmen und Konzepte Differenz eher verschwinden lassen als sie produktiv machen wollen – etwa wenn sie vereinfachendes, festlegendes Denken fördern oder wenn sie einen identifizierenden und hierarchisierenden Umgang mit und zwischen Kindern befördern. Auch formal korrekte Strategien, wie das abwechselnde Aufrufen von Jungen und Mädchen oder ein mädchenfördernd gemeinter Holzarbeits- oder Computer-Kurs, bergen immer die Gefahr, durch das prominente Herausstellen der Geschlechtszugehörigkeit identifizierend und festlegend zu wirken und sollten deshalb i. E. gut überlegt werden. Auch die Teilung einer Klasse oder Gruppe in Geschlechterhälften befördert u. U. eher die Orientierung an Ähnlichkeit (innerhalb der eigenen Geschlechtsgruppe) und Abgrenzung (gegenüber der anderen), als die Wahrnehmung von Differenz (innerhalb der und zwischen den Einzelnen).

Zweitens gilt es, weiterzuarbeiten an einer Theorie der Geschlechterverhältnisse, die die geschlechtliche Identität als Mädchen/Frau bzw. als Junge/Mann stärkt; die zwar binären Geschlechtstypisierungen und Festlegungen auf gesellschaftlich vorgegebene Geschlechtskonzepte entgegenarbeitet, um die Freiheitsspielräume der einzelnen Kinder zu vergrößern – die aber nicht in einer falsch verstandenen Gleichheitsauffassung Geschlechts*identität* und Geschlechts*typisierung* verwechselt (Rendtorff 2000(b)), einer Geringschätzung der geschlechtlichen Identität der Individuen das Wort redet und sie damit eines wesentlichen Moments ihrer psychischen Konstitution beraubt. Und drittens müsste ein Ansatz entwickelt werden, der den aus differenztheoretischer Perspektive universellen Schnitt der Differenz für die menschliche geschlechtliche Identität und für die pädagogische Praxis anerkennt und die Schwierigkeiten und Möglichkeiten auslotet, die sich daraus ergeben.

Literatur

CAVARERO, Adriana: Die Perspektive der Geschlechterdifferenz. In: Ute Gerhard et al. (Hrsg.): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt/M. 1990, S. 95-111. – CIXOUS, Hélène: Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Berlin 1977. – CIXOUS, Hélène: Schreiben, Feminität, Veränderung. In: Alternative 108/109. Berlin 1976, S. 134-147. – CIXOUS, Hélène: Weiblichkeit in der Schrift. Berlin 1980. – DERRIDA, Jacques: Die différance. In: Ders.: Randgänge der Philosophie. Frankfurt/M. 1976(a), S. 6-37. – DERRIDA, Jacques: Die Schrift und die Differenz, Frankfurt/M. 1976(b). – DERRIDA, Jacques: Die Struktur, das Zeichen und das Spiel. In: Lepenies, Wolfgang/Richter, Hanns H.: Orte des Wilden Denkens. Zur Anthropologie von C. Lévi-Strauss. Frankfurt/M. 1974, S. 387-412. – DERRIDA, Jacques: Fines hominis. In: Ders.: Randgänge der Philosophie. Frankfurt/M. 1976(c), S. 88-123. – DERRIDA, Jacques: Geschlecht (Heidegger). Wien 1988. – DERRIDA, Jacques: Sporen. Die Stile Nietzsches. In: Hamacher, Werner (Hrsg.): Nietzsche aus Frankreich. Frankfurt/M. 1986. – DOSSE, François: Geschichte des Strukturalismus. Bd. 1, Hamburg 1996; Bd. 2, Hamburg 1997. – FRANK, Manfred: Was ist Neostrukturalismus? Frankfurt/M. 1984. – HAASIS, Martina: Die feministische pädagogische Beziehung. Ausgewählte Konzepte und der Beitrag des Affidamento. Frankfurt/M. 2002. – IRIGARAY, Luce: Das Geschlecht, das nicht eins ist. Berlin 1979. – IRIGARAY, Luce: Speculum. Spiegel das anderen Geschlechts (1974). Frankfurt/M. 1980. – IRIGARAY, Luce: Über die Notwendigkeit geschlechtsdifferenzierender Rechte. In: Ute Gerhard et al. (Hrsg.): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht. Frankfurt/M. 1990, S. 338-350. – IRIGARAY, Luce: Zur Geschlechterdifferenz. Interviews und Vorträge. Wien 1987. – KIMMERLE, Heinz: Philosophien der Differenz. Eine Einführung. Würzburg 2000. – KRISTEVA, Julia: Ein neuer Intellektuellen-Typ: der Dissident. In: Die Schwarze Botin 7 (1978), S. 5-10. – KRISTEVA, Julia: Auf unserer Seite. In: Dies.: Die Chinesin. Frankfurt/M. 1982. – KRISTEVA, Julia: Fremde sind wir uns selbst. Frankfurt/M. 1990. – KRISTEVA, Julia: Die neuen Leiden der Seele. Hamburg 1994. – LACAN, Jacques: Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud. In: Schriften II. Olten 1975, S. 15-59. – LACAN, Jacques: Encore, Das Seminar Buch XX (1972-73). Weinheim 1986. – LANG, Hermann: Die Sprache und das Unbewusste. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse (1972). Frankfurt/M. 1993. – LIBRERIA DELLE DONNE DI MILANO: Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin 1988. – LUTZ, Helma/Wenning, Norbert: Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen 2001. – LYOTARD, Jean-François: Der Widerstreit. München 1989. – LYOTARD, Jean-François: Ein Einsatz in den Kämpfen der Frauen. In: Ders.: Das Patchwork der Minderheiten. Für eine herrenlo-

se Politik. Berlin 1977, S. 52-72. – LYOTARD, Jean-François: Heidegger und 'die Juden'. Wien 1988. – MARRATI, Paola: Der Traum und die Gefahr. Wo sich die sexuelle Differenz verliert. In: Michael Wetzel/Rabaté, Jean-Michel (Hrsg.): Ethik der Gabe. Denken nach Jacques Derrida. Berlin 1993, S. 333-351. – MERLEAU-PONTY, Maurice: Das Sichtbare und das Unsichtbare. München 1994. – MURARO, Luisa: Anfangen, die Wahrheit zu sagen. In: Frauen-Arbeit: Entfremdung und Freiheit. Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung. Bd. 21/1999, S. 33-39. – MURARO, Luisa: Die symbolische Ordnung der Mutter. Frankfurt/M. 1993. – RENDTORFF, Barbara: Geschlecht und Symbolische Kastration. Über Körper, Matrix, Tod und Wissen. Königstein 1996(a). – RENDTORFF, Barbara: Das Ich ist nicht das Ich – oder: der Preis der Freiheit, auch der Frauen. In: Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung, Bd. 16/1996(b), S. 49-67. – RENDTORFF, Barbara: Geschlecht und différance. Die Sexuierung des Wissens. Eine Einführung, Königstein 1998. – RENDTORFF, Barbara: Sprache, Geschlecht und die Unerreichbarkeit des Anderen. In: Britta L. Behm et al. (Hrsg.): Das Geschlecht der Bildung – Die Bildung der Geschlechter. Opladen 1999, S. 169-183. – RENDTORFF, Barbara: Braucht die weibliche Identität einen Körper? In: Die Frage der Sexuierung. Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung. Bd. 23. Königstein 2000(a). – RENDTORFF, Barbara: Geschlecht und Subjekt. In: Doris Lemmermöhle et al. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000(b), S. 45-60. – RENDTORFF, Barbara: Der Körper und seine Bedeutungen. In: Eva Breitenbach et al. (Hrsg.): Geschlechterforschung als Kritik : zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White. Bielefeld 2002, S. 49-63. – ROSE, Jacqueline: Sexualität im Feld der Anschauung. Wien 1996.